

Die Liebe zur Sprache

STAB-PREIS 2004

*Preisverleihung an Reiner Kunze und Klaus Bartels
am 6. November 2004 in der Kirche St. Peter in Zürich*

ROBERT NEF

Präsident des Stiftungsrats der Stiftung für Abendländische Besinnung, STAB

Zur Begrüßung

Liebe zum Wort – Sorge um das Wort

«DAS WORT SIE SOLLEN LASSEN STAHN.»

Mit diesem Lutherwort begrüße ich Sie, liebe Preisträger, lieber Herr Klett und alle Gäste hier in der Kirche St. Peter, die uns die Kirchgemeinde freundlicherweise für unsere heutige Feier zur Verfügung gestellt hat. Wir danken für diese Bereitschaft, den Ort der *christlichen* Besinnung durch eine Stiftung für *Abendländische* Besinnung nutzen zu lassen, und ich hoffe natürlich, daß es zwischen diesen zwei Beweggründen der Besinnung mehr als nur historische Verknüpfungen gibt. Ich möchte auf eine persönliche Begrüßung einzelner Gäste und auch auf eine Verlesung der zahlreichen Abmeldungen und Entschuldigungen verzichten. Die meisten verbinden den Ausdruck des Bedauerns mit einer Gratulation zur Wahl der Preisträger. Das tut natürlich wohl, auch wenn wir im Stiftungsrat durchaus genügend Selbstbewußtsein haben, um ohne Rücksicht auf das Echo zu unserem Entscheid zu stehen.

Die Begrüßung durch den Präsidenten bietet jeweils kurz die Gelegenheit, auf den Stiftungszweck hinzuweisen und – in möglichst engem Bezug zu diesem Zweck –, die Wahl der Preisträger zu begründen. Dies fällt mir in diesem Jahr besonders leicht. Das Motto unserer Feier ist die «Liebe zur Sprache» und die «Sorge um das Wort». Die Leitwerte der abendländischen Kultur, die für das Stifterehepaar Dr. Hans und Trudy Jenny im wahrsten Sinn des Wortes «maßgebend» waren, werden in unserem Prospekt wie folgt umschrieben:

«Persönliche Freiheit ebenso wie Verantwortung des einzelnen für sich selbst und für die Mitmenschen, harmonische Persönlichkeitsbildung, Mitmenschlichkeit im sozialen Verhalten, Demokratie und Rechtsstaatlichkeit – sind Güter abendländischen Erbes, die zu erhalten, zu entwickeln und weiterzugeben Aufgabe jeder Generation ist.»

Meine persönliche Liebe zum Wort Abendland hält sich übrigens aus verschiedenen Gründen in Grenzen, obwohl mir das, was ursprünglich damit gemeint war, durchaus wertvoll und vertraut ist. Wir werden – *post festum* – im Stiftungsrat demnächst darüber

diskutieren, wie wir das Gedankengut der Stifter, dem wir uns zutiefst verpflichtet fühlen, in einer Formulierung ausdrücken können, die zu etwas weniger Mißverständnissen Anlaß gibt.

Was ist der Ursprung der Liebe zur Sprache?

Liebe ist die Tochter der Freiheit. Darum muß sich die Sprache in Freiheit entwickeln können und vor allen bürokratischen Versuchen der zwangsweisen Veränderung geschützt werden – auch in der Schreibweise. Die Tochter der Freiheit hat eine Schwester namens Kommunikation, und Herr Klaus Bartels könnte uns nun erklären, was es damit auf sich hat, wenn wir kommunizieren, im christlichen, im säkularisierten und auch im ökonomischen Sinn – drei Bedeutungen, die für mich nicht ohne inneren Zusammenhang sind. Kommunikation ist freier Austausch, im tiefsten, weitesten und besten Sinn. Liebe und Kommunikation sind auf Freiheit angewiesen. Ohne Freiheit stirbt die Liebe, und die Kommunikation wird zur Lüge.

Der Deutsche Sprachrat, eine Organisation, die ich nicht kenne und der ich zunächst einmal auf Vorschub mißtraue, schreibt jedes Jahr einen Wettbewerb aus, in der das schönste deutsche Wort gekürt wird. Das ist wohl noch schwieriger als die Auswahl von Preisträgern. In Spitzenpositionen behaupten sich von Jahr zu Jahr *Liebe*, *Heimat*, *Glück*, *Sehnsucht* und *Vergißmeinnicht* – wir brauchen uns also nicht zu schämen, wenn wir mit der Liebe zur Sprache und zum Wort den griechischen Fachbegriff Philologie etwas gefühlsbetont ins Deutsche übersetzen und damit einen zutreffenden Oberbegriff für beide Preisträger gefunden haben: für Reiner Kunze, den Dichter und Anwalt einer gewachsenen Schreibtradition und für Klaus Bartels, den Lehrer, Publizisten und Anwalt der Lebendigkeit alter Sprachen.

Mein eigener Favorit als Lieblingswort wäre «Heimat». Im Kanton Appenzell, aus dem meine Familie stammt, nennt man den Einzelhof «Häämetli» oder auch «Hämet» (nicht weiblich, sondern sächlich), was dazu führt, daß man in der Lokalzeitung auch Inserate findet mit dem Titel «Heimat zu verkaufen». Wer den Hintergrund kennt, braucht da gar keinen Verrat und auch keinen Totalkommerz zu wittern, sondern einen ganz normalen Handänderungsvorgang. Ich durfte kürzlich in Deutschland an einer Gesprächsrunde teilnehmen, an der das Thema «Hausen» diskutiert wurde. Ich versuchte zu erklären, wie sich der schweizerische Heimatbegriff, beginnend bei der Wohnung, dem Haus, dem Quartier und der Gemeinde schrittweise erweitert. Eine ganz entscheidende Station ist die Sprache, in der wir uns heimisch fühlen.

Vom Bündner Johann Gaudenz von Salis-Seewis stammt der Text zum gefühlsschwangeren Lied «Traute Heimat meiner Lieben». Das Lied, das wir in der Primarschule und zu Hause in der Küche beim gemeinsamen Geschirrtrocknen noch inbrünstig gesungen haben, ist wohl inzwischen aus allen Reformliederbüchern getilgt worden, in Verkenning der latenten Sehnsucht nach solchen Liedern. Der diesbezüglich bestehende Hunger wird wohl anderswo gestillt, vermutlich mit weniger Qualität. Von Salis hat diesen Text als «Heimwehlied» in Paris gedichtet. Ist nicht jedes Lied ein wenig Heimwehlied, Heimweh nach der Kindheit, Heimweh nach den Wurzeln? Das Schweizer Heimatgefühl ist nicht auf die Sprache fixiert. Es ist die gemeinsame Geschichte die uns verbindet, die unsere gemeinsame Wurzel bildet: die «radix».

Herr Bartels könnte uns zeigen, warum vom Radieschen bis zum Radikalenerlaß das Radikale wichtig ist für Menschen, die den Worten auf den Grund gehen, um an Worten nicht zugrunde zu gehen («zugrunde» in einem Wort und klein geschrieben!). Wir ehren Herrn Klaus Bartels heute nicht nur als einen die Sprache liebenden Sprachwurzelforscher und Publizisten, sondern auch als begnadeten Lehrer, der Generationen von Schülern die alten Sprachen nahegebracht hat. Was früher Generationen von pedantischen Altphilologen an Terrain verlorengelassen ließen, konnte er mit seiner Toleranz und seiner Sympathie für die Nöte der Schülerinnen und Schüler zurückgewinnen. Sein Erfolg bei den Lernenden (wie es heute geschlechtsneutral korrekt heißt), und bei einer großen Leserschaft außerhalb der Schule, hat ihn – wie könnte es auch anders sein – bei den Mitlehrenden nicht immer beliebt gemacht.

Man kann das Wahre auch lächelnd vermitteln – «*ridendo dicere verum*»: das Motto könnte auch über seinem umfangreichen und hoffentlich noch nicht abgeschlossenen publizistischen Gesamtwerk stehen. Die Einladung zur Buchvernissage seiner neuen «Streiflichter aus der Antike» mit dem typischen Bartels-Titel «Internet à la Scipio» liegt auf meinem Schreibtisch.

Die Ehrung von Reiner Kunze braucht eigentlich auch keine eingehendere Begründung. Und doch drängt es mich – auf dem Hintergrund unserer traditionellen Preisverleihungspraxis und in Verknüpfung mit einem besondern Anliegen, das uns beide verbindet, dazu noch ein paar Worte zu sagen. Reiner Kunze ist schon mit sehr vielen und bedeutenden Preisen geehrt worden, und es könnte der Verdacht aufkommen, eine Stiftung wolle eigentlich vor allem sich selbst ehren, wenn sie einen so prominenten Preisträger wählt. Ich schließe nicht aus, daß bei vielen Ehrungen dieses nicht ganz uneigennützig motivierte Motiv des Sich-mit-großen-Namen-Schmückens auch mitspielen dürfte, zulasten der vielen, die dann oft zu Unrecht übergangen werden, weil sie zwar gut, aber noch nicht bekannt sind.

Uns hat ein anderes Motiv bewegt. Es ist das Engagement des großen Lyrikers und Prosaisten gegen die Barbarei, die im ganzen deutschen Sprachraum unter dem Decknamen «Rechtschreibreform» im Gange ist. Während sich unsere Schweizer Behördenvertreter in den verantwortlichen Gremien durch ein Übermaß an Anpassungsbereitschaft ausgezeichnet haben und teilweise sogar vorseilenden Gehorsam praktizierten, gehört Reiner Kunze zu den Kritikern der ersten Stunde, die mit Konstanz und Beharrlichkeit auf die schwerwiegenden Eingriffe in unsere Schreibkultur aufmerksam machten, und er ließ auch nicht locker, als man die Reformgegner in den Medien als ewiggestrige Pedanten und verkalkte Umlernverweigerer brandmarkte. Ich muß gestehen, daß es mir auch erst nach der Lektüre eines Artikels von Stefan Stirnemann, der mich dann zu Reiner Kunzes «Die Aura der Wörter» führte, wie Schuppen von den Augen fiel: Bei dieser sogenannten Reform handelt es sich um einen staatlich verordneten, tief verletzenden Eingriff in gewachsene Strukturen und Gewohnheiten, den man fast allorts zu wenig ernst genommen hat. Das einzig wirksame Gegenmittel ist die Verweigerung.

Ich bin diesbezüglich optimistisch. Die Entwicklung der Sprach- und Schreibkultur wird nämlich glücklicherweise nicht ausschließlich von den Erziehungsbehörden und Amtssprache-Bürokraten bestimmt, sondern von jener Elite von Menschen, welche das

Lesen und das Schreiben aktiv und kreativ praktizieren, weil sie Sprache brauchen und lieben. Und jene, die zu dieser Elite gehören, werden nicht so leicht zu bewegen sein, all die als Vereinfachungen gepriesenen Verhunzungen lammfromm mitzumachen. Die Gruppe der Unsinnverweigerer wächst und wächst: *Vivat, crescat, floreat!*

Reiner Kunze hat in der DDR erlebt, daß es Situationen gibt, in denen man sich weigern muß mitzumachen. Zur Veröffentlichung seines DDR-kritischen Buchs «Wunderbare Jahre» bemerkte er: «Ich mußte es tun. Ich fürchte, daß die besten Jugendlichen hier zugrunde gehen: Entweder sie werden zu Opportunisten oder sie resignieren.» Reiner Kunze, und daran darf kurz vor dem 15. Jahrestag des Falls der Berliner Mauer erinnert werden, hat sein Leben riskiert und die Folgen der Ausbürgerung und der Entwurzelung auf sich genommen.

Daß er nun auch behördlich verordnete unsinnige Schreibweisen zurückweist und dabei eine führende Rolle übernommen hat, ist für mich kein Zufall. Auch Sprache, auch geschriebene Sprache ist Heimat. Ich habe mich andernorts schon darüber geäußert, wie wichtig es ist, gegen jede Form des bürokratischen Reformwahns kreative Dissidenz zu mobilisieren, ohne Rücksicht auf den Gegenwind aller Anpasser und Duckmäuser (übrigens auch dies ein bemerkenswertes Wort). Reiner Kunze ist für mich und für uns alle ein Vorbild. Ich möchte nur mit einem kleinen Hinweis unterstreichen, welchen Stellenwert – schlimmstenfalls – eine auf den ersten Blick zweitrangige Frage wie die Rechtschreibung bekommen kann.

In einer Fernsehsendung bekannte eine Mutter, sie habe alle ihre eigenen Kinderbücher entsorgt, damit ihre Kinder ja nichts orthographisch Falsches zu lesen bekämen. Diese Frau geht von der richtigen Erkenntnis aus, daß Rechtschreibung nicht durch Regeln erworben wird, sondern durch Lesen, durch ein Heimischwerden in Worten und Zeichen. Ob sie deshalb zu Recht jenes kulturelle Netzwerk, das uns alle subtil mit unserer Jugendlektüre verbindet, zerstörte, möchte ich bezweifeln. Kinder, die nicht auf traditionelle Bücher (und die Lektüre guter Zeitungen und Zeitschriften) verzichten, sollten stolz sein auf die sogenannten Rechtschreibfehler, die sie sich da anlesen! Die traditionelle Schreibweise hat große Chancen, zum Erkennungs- und Markenzeichen kultivierter Menschen zu werden. Ich erinnere an einen Slogan der 68er: «Wer sich nicht wehrt, lebt verkehrt.»

Mit der Zitierung eines antiautoritären Slogans habe ich mich jetzt wohl allzusehr ereifert. Kehren wir zurück zur «Abendländischen Besinnung». Mein radikalliberales Temperament ist durchgebrannt und hat sogar mein Lieblingsmotto «pas trop de zèle» außerkraft gesetzt («außerkraft» in einem Wort, klein!). Hat Temperament nicht etwas mit «temperare», «Maß halten», zu tun, Herr Bartels? Ich will den Rahmen einer feierlichen und fröhlichen Begrüßung nicht sprengen und muß mir die Frage gefallen lassen: Übertreibst du da nicht, mit deiner Ablehnung alles zwangsweise verordneten Wandels?

Auch Reiner Kunze wird immer wieder mit dieser Frage konfrontiert. «Übertreiben Sie da nicht?» Ich zitiere hier seine Antwort, mit der ich meine Einleitung schließe und zur Musik überleiten möchte: «Das Wort besitzt eine Aura, die aus seinem Schriftbild, seinem Klang und den Assoziationen besteht, die es in uns hervorruft, und je wichtiger und gebräuchlicher ein Wort ist, desto intensiver und prägender ist diese Aura. Wer sie

zerstört, zerstört etwas in uns, er tastet den Fundus unseres Unbewußten an. Wird man also ständig mit Wörtern konfrontiert, deren Aura zerstört ist, weil sie zerschnitten sind («weit gehend» statt «weitgehend»), weil sie so, wie sie jetzt geschrieben werden, anders klingen («Anders Denkende» statt «Andersdenkende») ..., dann ist die Wahrnehmung dieser Zerstörung jedesmal ein Mikrotrauma, eine winzige psychische Läsion, was auf die Dauer entweder zu Sprachdesensibilisierung, Abstumpfung und Resignation oder zu zunehmend unfreundlicheren Gefühlen denen gegenüber führt, die das alles ohne Not verursacht haben.» («Die Aura der Wörter», Neuausgabe 2004, S. 30)